

# B e i t r ä g e

zur

## Belehrung und Unterhaltung.

12tes Stück, den 11. Februar 1808.

Avignon. \*)

Um fünf Uhr kamen wir (zu Schiffe) in Avignon an, und mit uns zugleich das Schiff, worauf sich unser Wagen befand. Mehr als 100 Menschen in Wamms und Pludderhosen mit einer rothen Leibbinde rissen ihn heraus, und rannten mit wahrer Wuth zum Gasthose. Wir waren in Angst, wie wir diese Armee abfinden sollten; aber man tröstete uns damit, daß sie, vermöge des ausschließenden Privilegiums, die Wagen aus- und einzuschiffen, achtzehn Franken für jede Expedition erhalten, es mögen so viele daran Theil nehmen, als da wollen.

Wir brachten den Abend am schönen Ufer der Rhone, unter den „allerliebsten Mauern“ der Stadt hin. Diese sind in der That von bewundernswürdiger Schönheit, aus kleinen viereckten Steinen, die genau schliessen, ausgeführt, die Zinnen darüber sehr regelmäßig und das Ganze von viereckten Thürmen bestrichen, die wegen ihrer gleichen Entfernung und symmetrischen Stellung den schönsten Eindruck machen. Die Zeit hat diesen re-

gelmäßigen, gleichen und geschliffenen Steinen eine bräunliche Tinte gegeben, die den Eindruck des Ganzen nur erhöht. Keine andere Stadt des Mittelalters hat so geschmackvolle Ringmauern, ein wahres Kunstwerk, gehabt; allein sie sind auch mehr zum Schmuck, als zur Wehr, wiewohl sie Papst Innocenz VI. gegen die Straßenräuber (1358) mit vielen Kosten hat bauen lassen. Doch da gab es auch eine andre Weise, Krieg zu führen.

Der genannte Spazierplatz ist außerordentlich anmuthig, und wird durch eine dreifache Reihe von Ulmen und Buchen gebildet. Vor sich hat man eine große Insel mitten im Flusse, mit den Trümmern einer Brücke, weiter hin Villeneuve und darüber hinaus die côte du Languedoc und des Departements Gard. Tiefer im Flusse liegen zwei kleine Inseln, die eine mit allerliebsten Baumgruppen, die andre von einem Ulmen- und Pappelhaine ganz bedeckt. Die vielen Fahrzeuge auf dem Flusse geben dem Ganzen Leben, das noch größer seyn wird, wenn

\*) G. Millin's voyage dans les départemens du midi de la France. Paris; 1807.



man die Brücke noch baut, wie man sich vorgenommen.

Ueber die Stadtmauern ragen die kühnen Spitzen der Kirchen und Klostergebäude, deren sonst eine so große Menge war, daß Nabelais die Stadt wegen ihrer vielen Glockenthürme die „Glockenstadt“ (ville sonnante) nannte. Heut zu Tage braucht man sie fast alle zu etwas Anderm.

Von den 7 Thoren der Stadt ist das Hauptthor unter Pius VI. in sehr schönem Style gebaut; nur die Attike ist in Verhältniß zur Bogenweite zu schwer und zu hervorstehend.

Das Innere der Stadt entspricht dieser Einfassung und diesen Umgebungen leider nicht, da die meisten Straßen winkelig und enge sind, über die man des Sommers, wie fast in ganz Provence, noch Lächer spannt. Indessen gibt es mehrere Häuser in italienischem Geschmack.

In keiner Stadt hat die Revolution gräßlichere und blutigere Wirkungen gehabt, als zu Avignon, wo die Verwüstung ihren höchsten Grad erreichte. Klöster, Buskapellen, Kirchen, mit mehr Pracht als mit Geschmack im 14. Jahrhunderte gebaut, sind zerstört, wie die Denkmäler in denselben. Man sucht die Gräber der Päpste, und Chartiers, des Vaters der Beredsamkeit, vergebens; selbst der Mahne Petrarca schützte das Grab seiner Laura nicht, und alles, was man der Frömmigkeit, der Schönheit und ritterlichem Wesen zum Andenken geweiht, ist dahin.

Nachdem wir den bischöflichen Palast und die gothische Cathedrale in Augenschein genommen, besuchten wir das sogenannte

Schloß, in welchem die Päpste 70 Jahre lang, und nach ihnen die Vicelegaten, residirt haben. Die merkwürdige Geschichte dieser Translation des päpstlichen Stuhles ist bekannt, so wie die Ereignisse, wodurch dieser Sitz es noch mehr geworden. Dieses Schloß mit seinen Mauern, Eckthürmen und Zinnen bietet einen sehr pittoresken Anblick dar, gleicht aber mehr einem tüchtigen Ritterschlosse, als der Wohnung des Oberhauptes der Kirche, das den Frieden Gottes predigen soll. Halb ist es verfallen, und in den Treppen, Gemächern und ungeheuren Sälen der andern Hälfte nisten Käuzchen und Uhu, und sonderbar genug hat sich die päpstliche Kapelle gerade über dem Arsenal befunden. Was sich bis zur Revolution erhalten hatte, ist seitdem vollends zerstört. Oben auf den gefährlichen Zinnen des Schloßes hat man die Aussicht in die Tiefe, über die ganze Stadt und die ganze umliegende Gegend, die wegen ihrer Fruchtbarkeit und bei mannigfaltigem Anbau einen erfreulichen Anblick gibt. Auf der einen Seite sieht man fast ganz das prachtvolle Bett, in welchem die Rhone ihre majestätischen Wogen wälzt, mit hier und da gesäeten Inseln und den imposanten Ruinen einer Brücke. Auf der andern erheben sich Villeneuve und das Schloß von St. André auf hohen, mit Wald und A. ben verhüllten Bergen. Das flache Land ist mit Oehl-bäumen, Weiden und Maulbeerbäumen bedeckt, aus welchen in weiter Ferne die schönen Wälle von Carpentras hervorragen. D.

#### Seltamer Wahnsinn.

Einem armen Tagarbeiter begegnete neu-



lich bei Eclaron im Departement der obern Marne ein sehr wohlgekleideter Mann, der ihm sogleich den Vorschlag machte, ihren Anzug auszutauschen. Betroffen über das sonderbare Anerbieten, weigert sich der Tagelöhner. Der Fremde wird dringend, erwähnt die Geschichte des heiligen Martin, den er nachahmen will, weil er nicht ganze Schuhe haben mag, während sein Nächster schlecht gekleidet geht. Sein gebieterisches Wesen beherrscht den armen Mann so sehr, daß er sich, obgleich er Beil und Messer bei sich hat, entkleiden und wieder ankleiden läßt, zitternd vor Angst und Kälte. Beide waren wieder in den Kleidern. Nun, wie heißest du? fragte der Fremde. — Jacquot. — Dein Gewerbe? — Holzhacker. — Kennst du mich? — Ach nein, lieber Herr. — Sieh, ich hieß Chevillon Rivard. Ich war bis jetzt Wundarzt in Saint-Dizier; von nun an werde ich Jacquot heißen und Holzhacker seyn. Du nennst dich Chevillon, und bist Wundarzt. Beim Holzhacken bist du nicht reich geworden; es wird dir besser gehn, wenn du Arme und Beine abhaust und behaust. Geh hin und mache deine Sache gut. — Der arme Jacquot, der die ganze schreckliche halbe Stunde in der Gewalt des bösen Geistes zu seyn glaubte, flieht blitzschnell davon und kommt keuchend in seine Wohnung. Die Ueberraschung seines Weibes bei dem ungewöhnlichen Anblicke weicht bald einem lebhaften Schrecken, als sie sein bleiches Gesicht erblickt und seine verwirrten Reden hört. Kaum kann er berichten, was ihm begegnet ist. Man bringt ihn zu Bette. Nichts kann ihn beruhigen; seine Raserei nimmt schrecklich zu; er verliert alle Besinnung

und stirbt. Chevillon begab sich nach Hallignicourt und ging, barfuß, bettelnd von Thüre zu Thüre. Schon hatte er einige Stücke Brot gesammelt, als man ihn erkannte. Man führte ihn in das Haus seines Schwiegervaters und brachte ihn zu Bette. Kaum hatte er eine Viertelstunde gelegen, als er aufsprang, sein Beil ergriff und die Bettstelle in Splitter hieb. Man stürzte herbei. Ich bin Holzhacker, rief er, ich spalte Holz. Fort von mir. . . Nur mit Mühe konnte man ihn festhalten und binden. Jetzt läßt man ihn Mittel brauchen, um die Tollheit zu heilen, deren erster Anfall dem armen Jacquot das Leben kostete.

#### Historische Miscellen.

Der bekannte Herzog von Choiseul hatte einmal in einer sehr kleinen Gesellschaft gesagt, man müsse einen Jesuiten, über welchen Klage war, wegzagen. Ein paar Jahre darauf erfuhr Choiseul, als Botschafter in Rom, daß er für einen Jesuitenfeind gelte, und jene Aeußerung ward ihm zum Beweis angeführt. — Man kann denken, in welchem Lichte die spionizende Societät dadurch bei Choiseul erschien!

Den höchsten Grad weiblicher Bosheit drückt treffend aus die Exclamation der Marsden, de Marsan, der Hauptfeindin des erwähnten Choiseul, die, als derselbe mit einer edeln Gleichmüthigkeit die Oberbefehlshaberstelle der Schweizertruppen aufgab, ausrief: Ist es denn nicht möglich, diesen Menschen unglücklich zu machen!

H...



### Reflexionen.

Der Adel, wenn er auf große Einsichten und Verdienste sich gründet, ist eine Zierde der Menschheit. Aber können Vermögen, Vorurtheil, Gewohnheit u. dgl. Adel und adelige Vorzüge gewähren? Döget maket Eddel, avers Edel maket nit Döget! (Tugend (Virtuosität) macht edel, aber edel nicht tugendhaft!) So heißt es schon im alten Reynike Vosß! Wie lange hat es also blos so geheißten?

In der literarischen Welt verzehrt der Friede, und ernährt der Krieg. Dieß wissen auch gewisse Leute; deswegen suchen sie alle gelehrte Verhandlungen und Streitigkeiten gleich in der Geburt zu ersticken, damit

keine laute und feste öffentliche Meinung sich bilde. — Möchte man lieber in der politischen Welt alle Zwiste und Streite gleich in der Geburt ersticken!

Liebe fragt; Achtung merkt auf.

Das Nachdenken sieht gewöhnlich wie Schwermuth aus, vielleicht weil man weiß, daß man nicht weit damit kommt.

Es gibt ein doppeltes Geradezu; ein edles und ein plummes.

Mit der Zeit geht es, wie mit allem, was gut ist: es wird nicht eher geschätzt, bis wir es nicht mehr haben.

Die Vernunft kann nirgends durch, ohne sich den Kopf zu zerstoßen. H...

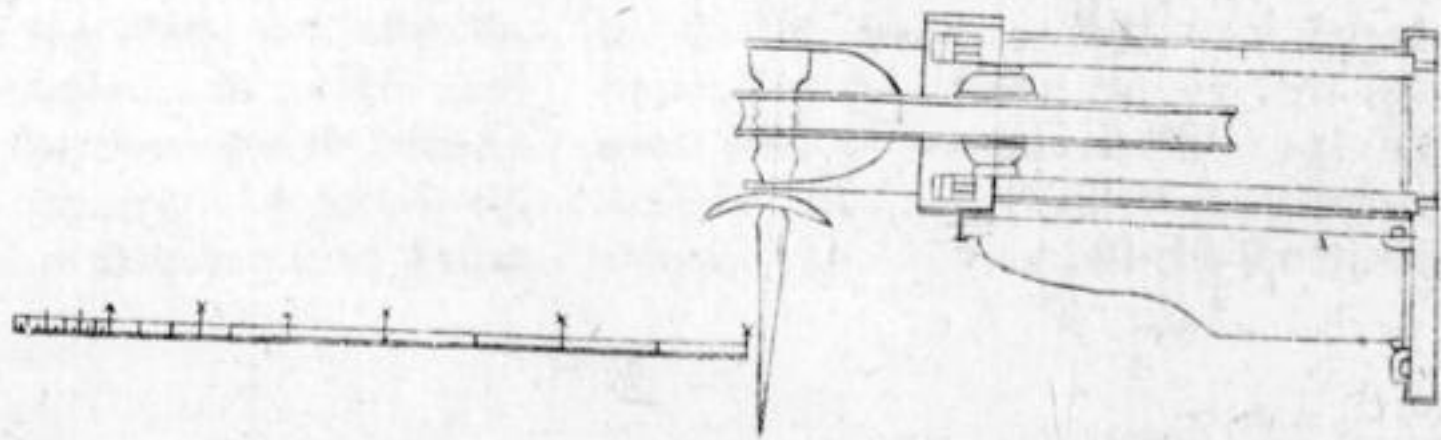
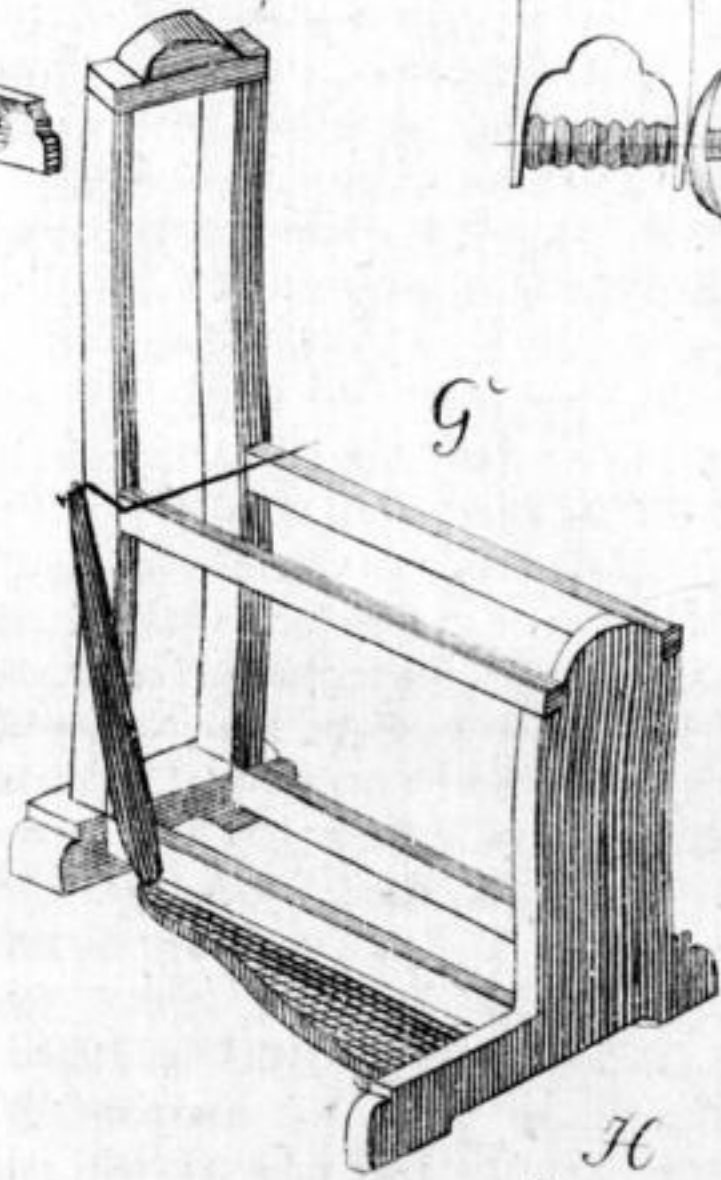
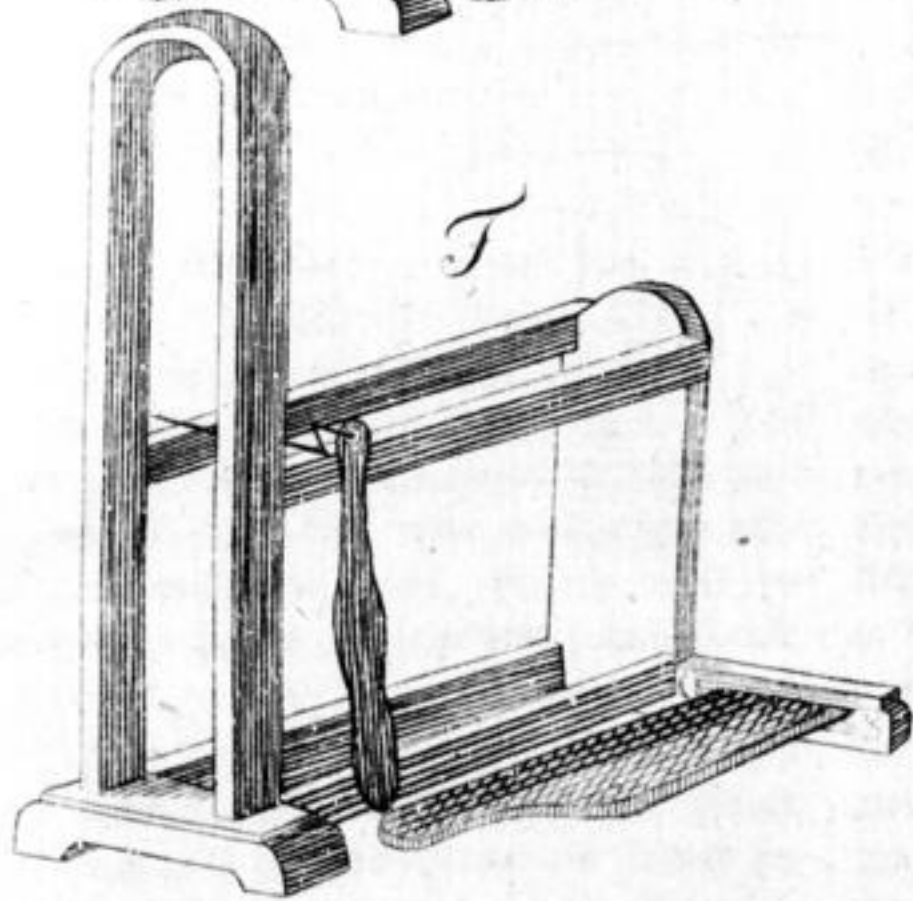
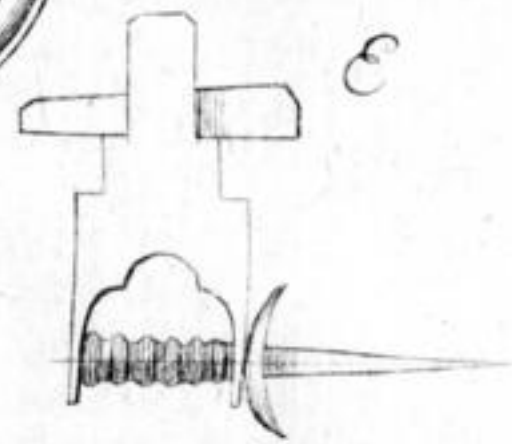
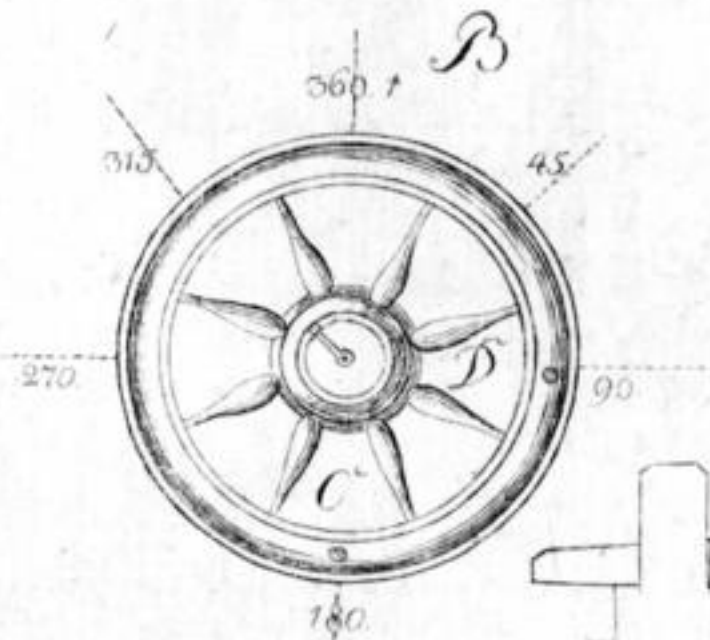
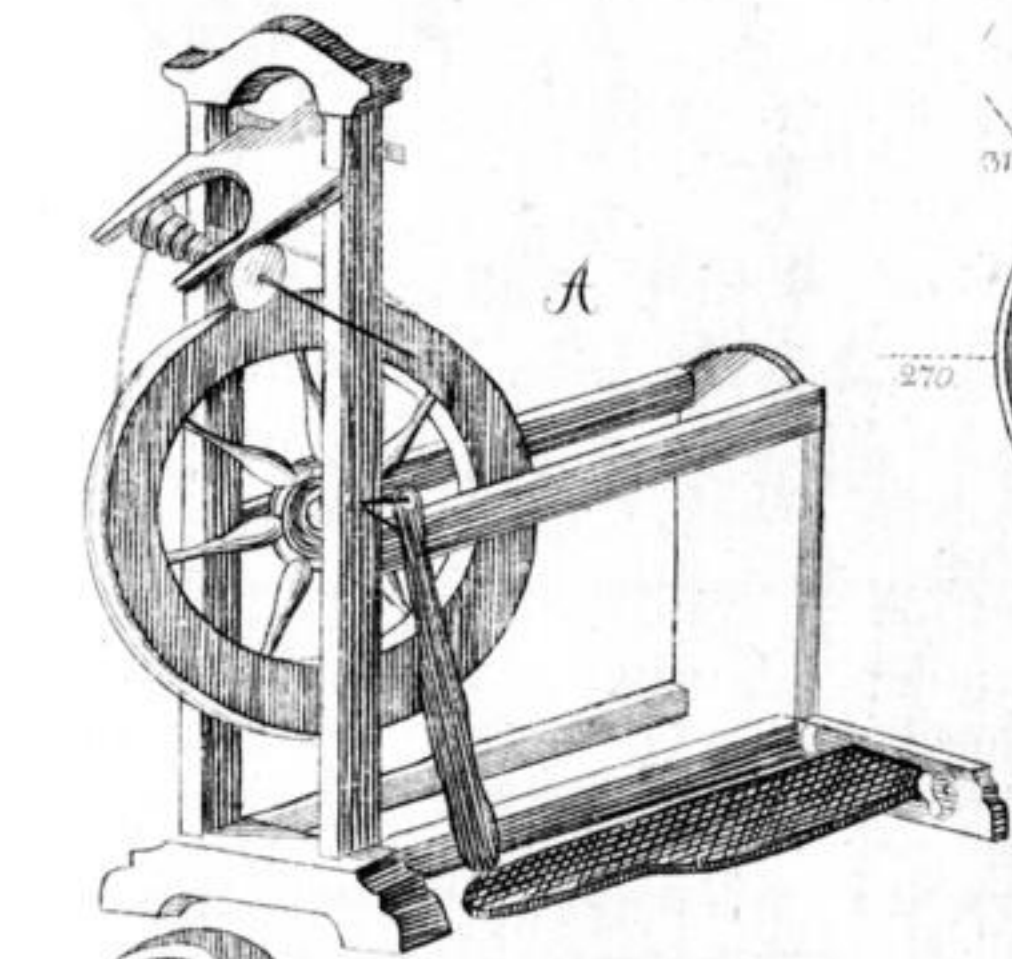
### Notizen.

Man versichert, daß rother Gauchheil oder rother Hühnerdarm (*Anagallis arvensis*,) die Eigenschaft besitze, den Biß eines von der Wuth befallenen Thieres zu heilen, selbst wenn sich schon Zeichen der Wasserscheu geäußert haben. Seit einiger Zeit soll man diese Entdeckung in Amerika gemacht haben. Man pflückt die reife Pflanze, trocknet sie im Schatten und zerreibt sie zu Pulver. Einem Erwachsenen gibt man einen Eßlöffel voll in Wasser, Bier, Honig oder einer ähnlichen Flüssigkeit. Die Dosis ist höchstens eine Drachme und ein Scrupel. Ebenso viel, in drei Theile abgetheilt, kann man dem Kranken während eines Tages geben. Diese Pflanze, deren Samenkörner viele kleine Vögel gern fressen, ist sehr gewöhnlich in Europa. Das Blatt, woraus wir diese Nachricht entlehren, (*Journal de Paris*.) fügt hinzu, man habe

bis jetzt keine Bürgschaft für die Wirksamkeit des Mittels, als die Autorität einer Zeitschrift; aber das Uebel, welches demselben angeblich weiche, sey so schrecklich, daß man die Erfahrungen nicht genug vervielfältigen könne, um dahin zu kommen, es zu bekämpfen.

Der Schiffscapitain Ruffel, der von Petersburg nach Salem in Amerika ging, traf unter dem 44. ° der Breite eine Schaluppe mit 21 Schiffbrüchigen von einem auf der Rückkehr aus Nord-Amerika gesunkenen Schiffe. Die Unglücklichen, unter denen eine Mutter mit ihrem Kinde war, hatten einige Tage schon den schrecklichsten Hunger gelitten, und nährten sich in dem Augenblicke der Rettung von den Leichnamen zweier Soldaten, die auf der Fahrt gestorben waren.





sich  
t i  
in  
wie  
iß,  
in  
n,  
is  
h,  
it  
i  
h  
u  
e  
e



geschätzte Küchengewächse sind hier *Solanum meloungaena* und *Hibiscus esculentus*. — Melonen sind häufig und vortrefflich. Auch fand Reimers größere und wohl-schmeckendere Kirschen in der Moldau, als er irgendwo gefunden hatte.

Das wichtigste Naturprodukt aus dem Pflanzenreiche ist der Wein. In einem Mitteljahre liefern die Moldauischen Weinberge 4,200,000 Eimer (zu 10 Maas) Most, eine kaum glaubliche Menge, wofür aber die genauesten Berechnungen sprechen. Der Kottarer Wein hat viel vom Champagner. Zu Ende des Julius sind schon die Trauben süß, und zu Ende des Septembers geht es an die Weinlese, also noch früher, als in Siebenbürgen. Daß der Moldauische Wein dem Ungarischen nicht völlig gleich steht, und daß die reiche Weinlese nicht noch reicher ausfällt, daran ist die wilde Art schuld, womit man den Weinstock und den Wein selbst behandelt. Erdhöhlen vertreten die Stelle deutscher Weinkeller; und die Fässer werden so unglaublich wenig rein gehalten, daß sie auf den Landgütern der Bojaren, außer der Herbstzeit, offen unter Schindeldächern und mit Schafwolle, Mais u. dgl. angefüllt, stehen. Das Abziehen des Weins wies erst 1780 einigen Bojaren der bekannte Dr. Wolf, dem wir die neuesten und besten Nachrichten über die Moldau zu danken haben. Doch bildet bei alle dem der Wein einen bedeutenden Handelszweig für die Moldau, indem griechische Kaufleute

den Moldauischen Wein sehr häufig über Nieder-Nowogrod nach Rußland und Polen senden.

Die vielen menschenleeren Plätze und die großen Wälder mit üppigem Gras machen die Viehzucht für ein träges Volk un-gemein bequem und leicht, und doch ein-träglich. Pferde sind sehr häufig vorhanden, da einige Bojaren Stutereien von 4 bis 500 Mutterpferden unterhalten. Es gehen daher auch nach Oestreich und Preußen viele Moldauische Pferde für die leichte Reiterei; so wie Hornvieh nach Böhmen, Mahren und Schlesien \*) ausgeführt wird. — Wichtig-er noch ist die Schafzucht. Ueber drei Millionen steuerbare Schafe und Ziegen zählt die Moldau, wozu noch etwa 200,000 steuer-freie kommen, die den Geistlichen und den Armeniern gehören. Die Schafe im Soro-ker Gebiet zeichnen sich vor den andern Moldauischen Schafen dadurch aus, daß sie eine Rippe mehr und einen sechs Zoll langen und vier Zoll breiten Fettschweif ha-ben. Das Schaffleisch dient zur allgemeinen Kost außer den Fasttagen, die sich im Jahre auf 30 Wochen belaufen. — Die Schweinezucht ist bei den unermesslichen Eichen- und Buchenwäldern ebenfalls überaus stark, und würde noch stärker seyn, wenn nicht der Koran der Türken den Abfaß nach Con-stantinopel verboten hätte. Hier findet sich auch unter den Schweinen die Spielart mit ungespaltene Klauen. — Für das Wild ist die Moldau ein, von der Natur an-

\*) Auch nach Sachsen. Die Ochsen, die wir hier polnische nennen, (weil die Polen die Zwi-schenhändler sind,) kommen aus der Moldau, aus der Wallachei, der Ukraine, bis vom Don her.



gelegter, Thiergarten; aber große Jagden kennt man nicht, und die Jagdthiere leben hier ruhiger, als anderswo in Gesehen. Das Wild steht niedrig im Preise; ein Hase z. B. gilt acht Kreuzer. Nur Steinmarder fangen die Bauern jährlich über 16,000, die sie zum Theil als Tribut abliefern; sonst würden gewiß sehr wenige dieser Thiere gefangen werden. — Endlich begünstigen die schönen Steppen und anmuthigen Wiesen der Moldau gar sehr die Bienenzucht, und machen sie unglaublich einträglich, obgleich sie, wie alles, fast ganz der Natur überlassen ist, welche dem trägen Volke selbst die Bienentörbe machen muß, die in ausgefaulten hohlen Bäumen bestehen. Allein so natürlich und barbarisch auch die Bienenzucht hier behandelt wird, so bringt sie doch in der Moldau mehr ein, als in jedem andern Lande, wo die Bienenwirthe alle mögliche Künste aufbieten. Der Bienenzehnte z. B. trägt der fürstlichen Kammer jährlich wenigstens 60,000 Piaſter ein. Den Honig versenden die Türken nach Constantinopel, den Eimer zu 4 bis 9 Piaſter; das Wachs hingegen kommt durch die Griechen meist nach Venedig. Mancher Bojar hat einige tausend, und der Großkanzler allein über 12,000 Bienenschwärme. So vortheilhaft steht es mit dem Pflanzen- und Thierreiche in der Moldau, obgleich alles der Natur überlassen ist!

Was könnten Kultur und Industrie aus der Moldau machen! Wenn den Heuschrecken und den abscheulichen Verwüstungen, die sie jetzt, besonders auf den Maisfeldern, anrichten, durch künstliche Mittel, wie bei uns, gesteuert würde; wenn man Quaranz-

täne-Anstalten gegen die Pest errichtete; wenn in dem wolgenreichen Lande Tuchmanufacturen angelegt würden; wenn man Seidenkultur verbreitete, und auch nur das einheimische Bedürfnis dadurch gewönne; wenn man die Viehzucht, den Weinbau, den Acker-, den Garten- und Obstbau verbesserte, — kurz, wenn nur halb so viel von Menschen geschähe, als in unsern Ländern, was müßte die Moldau in kurzem werden? Und besonders der Moldauische Handel, auch nur mit Landesprodukten getrieben?

Jetzt ist der Moldauische Handel unbedeutend, und noch dazu in den Händen der Griechen und der Juden; denn kein Moldauer treibt Handel. Bei dem großen Kleiderluxus der Frauen in der Moldau verdienen die griechischen Kaufleute viel, vornehmlich mit Pelzen aus Rußland. Eben so einträglich ist der Handel mit Baumwollen- und Seidenwaaren, da selbst die geringere Volksklasse Seide trägt. — Drei tausend Armenische Familien, die 1418 in die Moldau einwanderten, wurden durch Handel bald reich, und verschönereten ihre Städte; aber im Jahre 1672 mußten sie nach Siebenbürgen flüchten. Nicht viel besser ging es den aus Preußen, zum Behuf einer anzulegenden Tuchmanufactur verschriebenen Protestanten, die sich schon auf 43 Familien betiefen und eine Kirche hatten; nicht viel besser den aus Siebenbürgen eingewanderten Deutschen; und eben so kam die Bierbrauerei nicht auf, die ein Deutscher 1793 in Jassy anlegte. Nichts gedeiht hier, kein Handel, kein Verkehr, kein Gewerbe; alles muß die Natur thun, und



was sie nicht thut, und was über die ersten Bedürfnisse hinaus liegt, darum kümmert man sich nicht. So haben wir's gefunden, so wollen wir's auch lassen! ist Sprichwort und Grundsatz der Moldauer.

Was ist Schuld an dieser fast unglaublichen Trägheit und Dummheit des Volks? Hauptsächlich die schlechte Verfassung, die noch schlechtere Regierung und die schrecklichen Schicksale, welche die Moldau seit der Römer Zeiten trafen und noch immer treffen.

Die Ober-Moldau ist gegenwärtig in 7, und die Nieder-Moldau in 13 Isprawnitschien oder Distrikte eingetheilt. Jedem dieser Distrikte steht ein Isprawnik, Oberbeamter, vor, der zwar von seinem Distrikte eine Steuertabelle hat, aber sie sehr geheim hält. Nur unsicher läßt sich daher die Volksmenge in der Moldau berechnen, die aber gewiß nicht über eine halbe Million steigt. Welche Kleinigkeit für das große, paradiesische Land, wo einst Stephan der Große 100,000 Mann streitbare Truppen unterhielt, und damit selbst den Eroberer von Constantinopel besiegte! — Volksmenge, Militz, Städte — alles ist gesunken und verfallen. Die einst von Ungern, Deutschen, Armeniern angelegten Dörfer, Bischofsitze, und schönen Städte sind zu Marktflecken, oder gar zu armseligen Dörfern und schmutzigen Zigeunerhütten herabgesunken. Alles ist ein Bild des Elends: die Wirthshäuser wimmeln von Ungeziefer; und selbst in den Quartieren der Isprawnik sind die Thüren ohne Schlösser, und die Fenster statt des Glases mit Papier verkleistert. Der Pest wird so wenig wie den Verheerungen der

Heuschrecken gesteuert. Das Land ist ohne Apotheken und Aerzte, wenigstens ohne rechtliche Aerzte; statt derselben aber gibt es unwissende Quacksalber, welchen sich Zigeuner anschließen und diese und jene treiben ungestört ihr verderbliches Unwesen. Eben so fehlt es an allen andern Polizeianstalten.

An der Spitze der Moldauischen Regierung steht ein Fürst oder Wojwode, und ihm zur Seite ein Divan oder geheimer Rath, dessen Mitglieder, lauter unwissende Bojaren, alle Barte haben müssen. Möchten sie nur auch den Despoten zügeln! Aber sie kriechen vor ihm, weil er einträgliche Ehrenstellen zu vergeben hat. Außerdem gibt es vier Wornik oder Obergerichte, die nach keinem andern Gesetze, als dem Herkommen, sprechen. Was in der Türkei die Bastonnade ist, das ist hier die Phalangie, eine unmenschliche Strafe auf die Fußsohlen. Einen Türken aber, der mit einem Inländer Streit hat, dürfen die Wornik nicht richten und strafen. Denn der Fürst ist nur ein Pächter der türkischen Regierung, und zwar ohne Pachtcontract; er ist also nur Zeitpächter, und dazu auf unbestimmte, meist kurze Zeit. Bloß von 1701 bis 1802 gab es nicht weniger als 35 Veränderungen auf dem Moldauischen Fürstenthum. Durch lauter Kavalen und Ueberbietungen der Pachtsumme erlisten sich Griechen, meist Dragomane oder Dolmetscher, diesen wackelnden Stuhl, und sagen: „Wenn ich heute zum Fürsten ernannt werde, und man schlägt mir morgen den Kopf vom Kumpfe, so ist es doch eine Ehre für mich, daß ich Fürst war!“ Die Regierung solcher Fürsten ist aber auch die schrecklichste, die es geben kann. — Alle



Creuern an den Fürsten, von Wein, Salz, Taback, Vienen, Pferden, Schafen, Kühen, samt Kopfsteuer und Zöllen, werden monatlich erhoben. Als Kopfsteuer zahlt jede Familie 21 Piaſter, oder ungefähr fünf Laubthaler. Von jedem Eimer Wein gibt der Bauer sechs Kreuzer, und außerdem noch den Zehnten an den Gutsherrn. Und doch muß der arme Bauer seine Erzeugnisse meist nach einer niedrigen Taxe verkaufen, z. B. den Türken seine Schafe zu einem Preise, den der Fürst sehr niedrig anseht, um sich in der Gunst der Türken zu erhalten. Was fragt ein solcher Fürst nach der Gunst der Moldauer, seiner Untergebenen? Er ist türkischer Pächter, und zahlt jährlich seinen Tribut, der 162,500 Piaſter oder 23,214  $\frac{1}{2}$  holländische Ducaten beträgt. Außer dieser Summe sucht er sich jährlich eine eben so große und noch größere zu erwerben, um recht geschwind reich zu werden, und sich und seine Angehörigen zu decken. Vermögen, Ehre und Leben von einer halben Million Menschen sind in seiner Hand, daran erholt er sich, so wie an seinen Aſterpachtungen, wozu alle einträgliche Staatsbedienungen gehören.

Nicht viel anders steht es um die kirchliche Verfassung. Ein Erzbischof, hier Metropolit genannt, steht an der Spitze des Moldauischen Clerus. Unabhängig von dem Patriarchen zu Constantinopel, wird er vom Wojwoden, gegen ein Opfer von 30 bis 40 Beuteln, eingesetzt; doch mengt sich zuweilen auch die Pforte in die Wahl. Der Metropolit der Moldau wird sehr geehrt, und hat zwei Bischöfe unter sich, die er dem

Fürsten vorschlägt, von welchem sie dann ihre Bestätigung für 15 bis 20 Beutel erhalten. Der Fürst ist Universal-Erbe von dem Nachlasse der Bischöfe und des Erzbischofs, was von weder die Verwandten noch die Kirche etwas bekommen. Die Erblasser thun daher wohl, daß sie oft nicht nur nichts, sondern Schulden hinterlassen, obgleich der Erzbischof jährlich 70 bis 80 Beutel, oder gegen 40,000 Piaſter Einkünfte haben soll, welche zum Theil aus einer Beisteuer der Weltgeistlichen fließen. Klöster sind in der Moldau mehr als in der Wallachei; man rechnet auf 20,000 Mönche und Nonnen, die alle ein gar bequemes, contemplatives Leben führen. Der reichsten Klöster haben sich die Griechen bemächtigt, die Jahr aus Jahr ein den Ueberschuß an ihre Brüder nach der Türkei verschleppen. Sonst blühte auch ein katholisches Bisthum nebst vielen Kirchen in der Moldau; aber es ist alles eingegangen bis auf 13 im Jahre 1796 noch vorhanden gewesene katholische Pfarreien, die im Besiz liegender Gründe sind, und alle von Minoriten aus Italien bedient werden. Selbst lutherische Kirchen gab es ehemals und eine noch ganz neuerlich in der Moldau; doch wollen sie, wie alles Heterogene, nicht gedeihen. Die Regierung ist überaus tolerant, und gestattet Glaubensfreiheit; aber was hilft das allein und beim Mangel aller bürgerlichen Freiheit? Der Moldauische Pöbel ist und bleibt bigot, glaubt deshalb allein ein Christ zu seyn und nennt alle übrige Religionsverwandte Ketzer. — Kann neben solcher dummen Bigotterie etwas Anderes und Besseres gedeihen?



Unmöglich. Und in der That gedeihen auch hier noch am besten wilde Juden ohne Synagoge, und nomadische, rohe Zigeuner. (Der Beschluß folgt.)

### Züge von afrikanischen Negern.

Karfa, ein Maure, hatte den kühnen Reisenden Mungo Park in Kamalia liebevoll bei sich aufgenommen, gekleidet, gespeist, und eine geraume Zeit hindurch gegen den Haß und die Verunglimpfungen der übrigen Einwohner wacker vertheidigt. Endlich ist Mungo Park im Stande abzureisen, und sein geliebter Karfa begleitet ihn den langen, einsamen und beschwerlichen Weg bis an den Ausfluß des Gambia zurück. Dort sieht der Maure mehr Europäer, viel englische Waaren und Geräthschaften: alles fesselt seine Aufmerksamkeit; er beschaut, besüßelt und bewundert. Mit einem Male sieht er ein Schiff, auch dieses wird untersucht. Da setzt er sich denn, nachdem er alles betrachtet, auf einen Hügel am Meere hin, sieht starr und schweigend in die See hinaus, und ruft endlich mit einem tiefen Seufzer: „Schwarze Leute sind nichts!“ —

Mungo Park kam gen Sego in Bambarra. Der König verbot ihm die Stadt, und er mußte nach einigen abgelegenen Hütten wandern. Abgemattet bis zum Tode von den Beschwerden der Reise, saß er einen Tag lang unter dem Schatten eines Baumes ohne Speise und Trank. Viele gingen vorüber, alle betrachteten ihn mit Furcht und Erstaunen. So saß er bis Sonnenuntergang: da ließ er sein Pferd grasen gehn, als eben eine Negerfrau, von ihrer Feldarbeit

heimkehrend, des Weges ging. Sie fragte nach seinen Schicksalen, er schilderte ihr seine traurige Lage. Hierauf nahm sie, voll Mitleid im Auge, Sattel und Zaum seines Pferdes, und befahl ihm zu folgen. Bald kamen sie an die kleine Hütte: sie führte ihn hinein, zündete eine Lampe an, breitete Matten auf den Boden, und hieß ihn sich darauf legen. Ein Fisch war sein Abendbrot, das sie ihm bereitete, und als er gegessen, bedeutete sie ihm, sich ruhig schlafen zu legen. Er stellt sich folgsam, und jetzt wendet sich die Frau zu ihrer weiblichen Familie, die bis dahin vor Staunen ganz unbeweglich stand, und ruft ihr zu, daß sie mit Baumwollspinnen fortfahren sollte. Sie spannen fast die ganze Nacht, und ein junges Mädchen begann ein Lied aus dem Stegreife in annehmlicher, aber klagender Melodie zu singen, dessen Inhalt der Fremdling war, und dessen erste Strophe so hieß: „die Winde heulten und der Regen fiel herab. Da kam der arme weiße Fremdling müde und matt, und setzte sich unter unsern Baum. Weh! er hat keine Mutter, ihm Milch zu bringen: er hat kein Weib, sein Korn zu mahlen.“ Und dann fiel Chorus ein: „Er hat keine Mutter, ihm Milch zu bringen: er hat kein Weib, sein Korn zu mahlen!“

Im Innern von Afrika glaubt man, daß die Europäer nur von Eiern leben, und nennt sie die Männer, die jenseits des Salzwassers wohnen. Von diesem Lande jenseits des Salzwassers machen sie sich ganz eigne Vorstellungen, und einer fragte mit vieler Einsalt, indem er die Hand auf den Boden



legte: „Habt ihr denn wirklich solche Erde, wie diese, eure Füße darauf zu setzen?“ —

### Der Marabu.

Beitrag zur Kunde des thierischen Instinkts.

Bei den vierfüßigen Thieren findet der Beobachter oft Beweise eines besondern Instinkts, woraus er schließen darf, daß sie nicht immer maschinenmäßig handeln. Von den Vögeln hat man ohne Zweifel nur darum eine minder günstige Ansicht, weil ihre Organisation und ihre Lebensweise sie von den Menschen zu sehr entfernen, als daß man sie einer fortwährenden Beobachtung unterwerfen könnte. Die Thatsache, nach der Angabe eines französischen Blattes von einem Augenzeugen verlürget, die ich hier nacherzählen will, beweiset, daß auch den Vögeln nicht der Instinkt fehle, den man bei andern Thieren bewundert. In der Menagerie des botanischen Gartens zu Paris lebt einer von den Vögeln, welche die Naturforscher bengalische Störche nennen, die aber auf der Küste von Afrika unter dem Nahmen Marabu bekannt sind. Der Vogel hat einen dicken, starken, sehr langen und zugespitzten Schnabel, wenn er den Hals ausstreckt, ist er fast manns hoch. Er stammt vom Senegal, woher ein Kaufmann, Namens Balantin ihn mitbrachte,

welcher auf der Reise theilnehmend für die Erhaltung des Vogels sorgte; und aus einer andern Hand erhielt ihn das Museum der Naturgeschichte. Als Balantin nach Paris zurückkam, wollte er seinen Marabu, nach einer Trennung von zwei Jahren, wiedersehen. Er ging in die Menagerie. Der Vogel war von neugierigen Beschauern umringt, die sich in einiger Entfernung hielten, weil es, wie mehrere Beispiele beweisen, gefährlich ist, sich ihm zu nähern. Alle staunten, als Balantin in das Verhältniß des Marabu trat. Man tadelte die Verwegenheit des Mannes, man fürchtete, er werde mit schrecklichen Schnabelhieben empfangen werden. Aber der Vogel läßt ihn zu sich kommen, läßt sich lieblos und umfassen, und erkennt die freundlich schmeichelnde Stimme. Alle Blicke waren theilnehmend auf die interessante Gruppe geheftet, als der ungeheure Vogel bald von den Armen seines alten Herrn umfaßt wurde, und tiefe Seufzer ausstieß, bald sich sanft ihm entwindend, rings um ihn her ging und demüthig den Kopf neigte, jetzt den Hals auf Balantins Rücken legte, während er ein klagendes Glucksen hören ließ und dann stärker mit dem Schnabel klapperte. Der Anblick wirkte tief auf alle Zeugen, die hier den Ausdruck einer Dankbarkeit zu sehn glaubten, der selbst bei Menschen nicht lebhafter seyn konnte. L.

### N o t i z e n.

Die schon im vorigen Jahre erschienene, uns aber erst kürzlich zugekommene, vierte und fünfte Nachricht von dem Waisenhause und der Anstalt für arme Kinder in

Marienberg, auf die Jahre 1805 und 1806. (Marienb. bei Christ; 1807. 8) enthält herzerhebende Züge edler Wohlthätigkeit, und neue Beweise der rühmlichen Thätigkeit des Di-



rectors jener Anstalt, Chr. E. W. Wagner, Pfarrer in Großruckerwalde, der Sohn des im vorigen Jahre verstorbenen Stifters des Waisenhauses, Joh. Ehrenfr. Wagners, Pfarrer zu Marienberg. Die Spende, welche edle Herzen dieser Stadt und der umliegenden Gegend in jenen harten Jahren, theils in Gelde, theils in Naturalien zukommen ließen, betrug nach einem ungefähren Ueberschlage fünf und zwanzig tausend Thaler, eine Spende, die zahllose Kummerthänen trocknete und viele Menschen dem Hungertode entriß. Unter denjenigen, die dazu beitrugen, steht oben an der Menschenfreund, Kammerherr von Bodenhausen auf Brandis, der mit edlem Eifer reiche Gaben sammelte und absandte. (Man vergl. Denkmal der Wohlthätigkeit, oder Nachrichten von den, bei dem Hrn. Kammerh. von Bodenhausen zu Brandis eingegangenen, Beiträgen zur Unterstützung der Nothleidenden in Marienberg u. s. w. von M. G. L. Schrader. Leipz. b. Darr. 8.) Mit seltener Aufopferung wirkte der würdige Wagner, verbunden mit thätigen Männern in M., die sich zu einer Gesellschaft von Volksfreunden vereinten, das Elend der bedrängten Zeit zu lindern. Zum Theil durch die Zeitumstände veranlaßt, machte er mehrere Einrichtungen, wovon diese Blätter, die jeder edlen Wirksamkeit im Vaterlande ein Denkmal zu setzen bestimmt sind, eine kurze Nachricht geben müssen. Seit der Mitte des Jahres 1805 wurde mit dem Waisenhause eine Freischule verbunden, wovon außer den Waisen — die vorher in die allgemeine Schule gegangen waren — noch hundert arme Kinder aufgenommen wurden, welche freien Unterricht und Schulbücher, so wie Schreibmaterialien, unentgeltlich erhalten. Alle diese Kinder wurden an einen Arzt gewiesen, welcher, für die

Heilung der Kranken unter ihnen, Entschädigung aus der Kasse des Waisenhauses erhält. Musterhaft ist die Einrichtung, daß in einer besondern Stunde, wo nur Mädchen vom 12. Jahre an, nebst den Waisentöchtern, gegenwärtig sind, ein geschickter Mann wöchentlich Anweisungen gibt, um seine Zöglinge zu guten Dienstmägden, guten Kinderwärterinnen und braven Gattinnen zu bilden, sie vor schädlichen Kindermährchen, vor Unreinlichkeit beim Kochen, Schamlosigkeit, Eitelkeit, Unredlichkeit väterlich warnt, und Regeln über die physische Behandlung der Kinder gibt. Mit der Freischule wurde von ihrer ersten Einrichtung an eine Arbeitsschule verbunden, worin allen 120 Kindern jener Anstalt an jedem Wochentage von einer Lehrmeisterin, die zugleich auf gesittetes Betragen und guten deutschen Ausdruck Rücksicht nimmt, Unterricht im Stricken, im Flachszug und Wollspinnen erteilt wird. Das Materiale bekommen die Kinder unentgeltlich, und was sie daraus verfertigen, erhalten sie zu ihrem Anzuge. Um die Kinder armer Aeltern zur Zeit der größten Noth zu versorgen, und sie vom Betteln abzuhalten, wodurch viele schon faul, naschhaft, unmoralisch geworden waren, errichtete Pastor Wagner im März 1806 eine sogenannte Correctionsanstalt, worin 123 Kinder, die vorher betteln gegangen waren, unter zwei besondern Lehrerinnen von früh Morgens bis Abends außer ihren Schulstunden arbeiteten, und täglich dreimal gespeist wurden. Diese Anstalt dauerte 14 Monate, befreiete die Stadt von dem lästigen Betteln der Kinder, gab diesen Bildung, Unterhalt, Lust und Geschick zu nützlicher Thätigkeit. Ehre dem Manne und lange Wirksamkeit, der so arbeitet im Dienste der Menschheit!

B  
W  
fung  
Er  
rak  
so be  
könn  
auf  
alle  
aufg  
—  
in d  
rao  
einer  
ung,  
lich  
kom  
Sch  
Ha  
alles  
von  
ist ar  
Beut  
fent  
grie